

## Eine kurze Kunstgeschichte



Johannes Vermeer, het melkmeisje, ca. 1660, 45,5 x 41 cm, Öl auf Leinwand, Rijksmuseum Amsterdam

### **Nur was wahr ist, ist schön**

Ich bin fast den ganzen Weg gerannt und kann es kaum erwarten, dass Katharina mir die Tür öffnet. Als sie jetzt vor mir steht, weiß sie es, bevor ich den Mund aufmache. Sie kennt mich. Ihre Augen beginnen zu lächeln. Und Peter, der gleich neugierig angesprungen kommt, streckt mir lachend seine kleine Faust entgegen.

„Ich glaube“, sage ich atemlos, „ich glaube, ich konnte ihn überzeugen. Er hat die Skizzen behalten, um sich nochmal alles in Ruhe anzusehen, aber später will er seinen Jungen vorbeischieken.“

„Das ist doch wunderbar, Jakob“, antwortet Katharina und nimmt mir den Umhang ab.

„Du wirst sehen, alles wird gut.“

Ich hoffe, dass sie dieses Mal Recht hat. Aber immerhin ist dieser Auftrag mehr als nur das ewige Bemalen von Schildern, Wappen und Leuchtern. Ich darf einen Kaufmann porträtieren. Er hat sein Kontor direkt um die Ecke und das Bildnis soll ich zügig malen, denn er möchte es seiner jungen Braut zum Geburtstag schenken. Und natürlich will er, dass er auf dem Porträt besonders gut aussieht. Etwas jünger, schlanker, schöner und so. Den Gefallen werde ich ihm natürlich auch tun, denn er zahlt gut, mehr als ich gefordert habe, und dabei war ich nicht etwa bescheiden. Und wenn es sich erst mal herumgesprachen hat, dass ich meine Sache gut mache, dann...

„Vater, jetzt ratet doch endlich mal, was ich hier drin habe!“, unterbricht mich Peter in meinen Gedanken und fuchtelt wild mit seiner Faust herum. Ich weiß natürlich, was er will und tue ihm nun den Gefallen.

„Mmmh, vielleicht eine Zuckerbrezel?“

„Nein, nein !“, lacht er.

„Dann eine Spinne?“

„Iggittigitt! Nein, nein!“ Er schüttelt sich vor Vergnügen. Ich seufze dramatisch und zucke mit den Achseln. „Tja, dann weiß ich auch nicht... “

„Na, eine neue Murmel natürlich!“, ruft er triumphierend. „Eine ganz ganz blaue!“ Schon springt die kleine Faust auf und eine Murmel kommt zum Vorschein. Sie leuchtet tiefblau. Lapislazuliblau. Ich traue meinen Augen kaum, als ich sie sehe. „Da wäre ich wirklich nicht drauf gekommen“, gebe ich leise zu.

„Gefällt sie Ihnen nicht, Vater?“ Peter sieht mich mit großen Augen fragend an.

Ich beuge mich zu ihm hinunter, packe ihn fest an den Schultern und frage streng:

„Wo hast du diese Murmel her?“ Peter hält meinem Blick stand, schiebt aber ganz langsam die Unterlippe vor. Da werde ich ungeduldig. „Komm' schon, sag's mir endlich!“, dränge ich in ihn. Aber er schüttelt nur den Kopf, schließt blitzartig seine Finger zur Faust, holt weit aus und schleudert die Murmel durch den Raum. Dann läuft er davon – so schnell, wie es seine kurzen Beine zulassen. Ich sehe ihm verdattert hinterher,

da bleibt mein Blick plötzlich an der Murmel hängen, die gerade über die schwarzweißen Fliesen kullert und gleich an der Fuge zur Küche hängenbleiben wird. Genau wie damals, schießt es mir durch den Kopf und dann ist die Erinnerung wieder da! Gefühle und Gerüche, die auf mich einströmen, und dazu diese Bilder, die mich mit solcher Wucht treffen, dass ich taumelnd nach Halt suche. „Jakob? Jakob!“, höre ich Katharinas besorgte Stimme aus der Ferne und spüre, wie sie mich sanft auf einen Stuhl drückt. „Komm' setz' dich, ... zu schnell gelaufen ... “ Ich sehe alles wieder vor mir, das große Haus, die prächtige Stiege, die schwarzweißen Fliesen in der großen Eingangsdiele, den langen dunklen Gang zur Küche, und vor allem sehe ich mich selbst...

Die Murmel rollte davon und wurde immer schneller und schneller. Klack Klack Klack, über die Stiege, die schwarzweißen Fliesen und den langen dunklen Gang hinunter. Ich rannte ihr hinterher, denn es war doch meine Lieblingsmurmel, und ich wollte sie auf keinen Fall verlieren. Keine war so blau und so schön wie sie. So blau wie Lapislazuli! Als sie an der Schwelle zur Küche an einer Fuge hängenblieb, atmete ich erleichtert auf. Aber dann sah ich die Schuhe links und rechts. Und ihn. Er hatte mir zwar mehr oder weniger den Rücken zugedreht, aber meine Murmel lag genau zwischen seinen Schuhen. Und nun? Ich hatte keine Ahnung, was ich tun sollte und versteckte mich kurzerhand in der engen Nische unter der Stiege. Meine Gedanken überschlugen sich. Ein falscher Schritt und er würde über die Murmel stolpern, womöglich kopfüber auf den Steinfußboden schlagen, verbluten oder schlimmer noch - auf einen Schlag tot sein! Und die Murmel und ich, wir wären dann schuld, an allem! Meine Augen gingen nervös zwischen Murmel und Schuhen hin und her. Blau und Schwarz. Blau und Schwarz. Glänzend. Blau und Schwarz... Was waren das überhaupt für komische Schuhe?! So rabenschwarz, hochhackig und glänzend? Ich fing mich an zu fragen, warum er solche Schuhe trug. Schuhe, die für den Besuch eines Tanzhauses taugten, aber sicher nicht für die Küche! Dazu weiße Gamaschen, rote Strümpfe, modische Kniehosen, ein

geschlitztes Wams und ein Barrett – die elegante Ausgehkleidung eines vornehmen Herrn. Aber was suchte er in dieser Aufmachung hier unten? Worauf wartete er?

„Tanneke?!“, unterbrach ein leises Rufen meine Gedanken.

„Tanneke? Wo bist du denn? Tanne...ke....? Ta ... ne... ke?!“, hörte ich ihn mehrmals nacheinander rufen, dann wurde es wieder still. Sehr still. So still, dass ich unruhig wurde in meinem Versteck unter der Stiege. Was, wenn er mich hier entdeckte? Ich hätte besser die Murmel vergessen und mich davonschleichen sollen. Aber ich war begierig, zu wissen, was als nächstes passieren würde. In dem Moment sah ich, wie sein Blick zu Boden ging und ein Lächeln über sein Gesicht huschte. Er gab der Murmel mit dem linken Schuh einen Schubs und fing sie mit dem rechten wieder auf. So ging es eine Weile hin und her mit der Murmel zwischen den Schuhen. Einfach hin und wieder her. Ein Spielchen eben. Bis er es offenbar leid wurde, sich kurzerhand bückte und die Murmel einsteckte. Ich seufzte. Nun war sie für mich verloren, ein für allemal. Und nun? Tanneke nicht da, Murmel weg und ich erledigt, wenn er sich jetzt umdrehte. Er würde mich fragen, warum ich mich hier versteckt hielt. Und ich würde ihm die Antwort schuldig bleiben müssen, denn ich wusste es selbst nicht so genau. Zu meiner großen Erleichterung drehte er sich aber nicht um, sondern setzte seinen Fuß über die Schwelle in die Küche. Eigentlich wieder ein passendes Moment, um zu verschwinden. Aber wieder entschied ich mich fürs Bleiben. Schlimmer noch, ich schob meinen Kopf sogar noch ein Stückchen weiter vor, um die Küche ganz einsehen zu können. Denn zu meiner Neugier gesellte sich nun auch noch Misstrauen. Was suchte er in der Küche? An diesem Ort, der doch noch weniger seiner war als meiner. In dieser völlig unpassenden Kleidung? Und so kam es, dass ich mich in meinem Versteck einrichtete und es fast ein bißchen genoss, den heimlichen Beobachter zu spielen.

Nachdem er die Küche betreten hatte, sah er sich zunächst in aller Seelenruhe um. Dann suchten seine Augen den Raum regelrecht ab, Stück für Stück. Und ich tat es ihm nach: Putz und Farbe, die von den Wänden bröckelten, trübe und gesprungene Fensterscheiben, alte Haken mit und ohne Küchengeräte, alles ziemlich schummrig und schäbig. Dabei war sie eigentlich doch so reinlich. Als er mit seiner Hand nachdenklich

über das Holz der Küchenbank strich, auf deren Sitzfläche sie sich jeden Abend zum Schlafen einrollte, zuckte ich innerlich zusammen. Denn seine Miene ähnelte einem Kind, das etwas Verbotenes im Schilde führte. Und tatsächlich umkreiste er die Bank nun wie ein Wolf seine Beute und dann geschah es. Es kündigte sich mit einem winzigen Flackern in den Augen an, mit einem Zucken um den Mund. Und ich fragte mich gerade, was jetzt wohl passieren würde, da klappte mit einem Knarren die Sitzfläche der Bank hoch. Mein Atem stockte, als er sich darüber beugte und ... In dem Moment waren Schritte zu hören und beim nächsten Wimpernschlag fiel die Sitzfläche der Bank wieder zurück. Keine Sekunde zu früh. Denn schon stieg mir der Duft nach warmer Milch in die Nase und die Umrisse ihrer Gestalt lösten sich aus der Dunkelheit des Ganges. Ich drückte mich in meinem Versteck so weit nach hinten wie möglich, aber aus den Augenwinkeln konnte ich das Geschehen verfolgen. Wie sie auf ihn zuging! Ich hielt meinen Atem kurz fest. So offen, beschwingt, ja freudig geradezu. Und dann entdeckte ich noch etwas ganz anderes in ihren Augen. Etwas, das mir zutiefst vertraut war und gleichzeitig einen Stich versetzte, weil es nicht mir, sondern *ihm* galt. Ihm. Ihm? Die Erkenntnis durchfuhr mich wie ein Blitz. Sie und ... ich wagte es kaum zu Ende zu denken. Aber plötzlich schien mir alles klar, fügte sich eins zum anderen. Die Schuhe, überhaupt die ganze Aufmachung, das leise Rufen, das geduldige Warten, sogar das heimliche Herumstöbern in ihrer Bank passte dazu. Und nun auch noch dieses Lächeln. Das so viel mehr war, als nur ein flüchtiges Alltagslächeln. Mir fiel es wie Schuppen von den Augen und dann verfolgte ich die Begegnung in der Küche. Er nahm ihre Hand und legte etwas hinein. Sie schmunzelte und ließ das etwas in ihrer großen blauen Schürze verschwinden. Was es war, verriet mir das Klimpern. Ich bekam fast keine Luft mehr. Natürlich hatte ich schon davon gehört, dass sich manche Herren von ihren Hausmägden nicht nur auf die eine Weise bedienen ließen, aber dass meine Mutter ... Und dann schoss mir schon der nächste ungeheuerliche Gedanke in den Kopf. Ich hatte meinen Vater nie kennengelernt, lebte in diesem großen Haus seitdem ich denken konnte und war irgendwann zu seinem Lehrling geworden, weil ich eine Begabung zum Zeichnen hatte...

Ich ließ die beiden nicht aus den Augen und beobachtete nun, wie sie sich am Küchentisch zu schaffen machte. Er stand etwas abseits und sah ihr ebenso zu. Sie schob jetzt ungeniert ihre Ärmel hoch, so dass ihre kräftigen Unterarme zum Vorschein kamen, und dann begann sie das Brot vom Vortag in Stücke zu reißen. Das tat sie jeden Morgen. Anschließend warf sie die Brotkrumen in die Tonschale und goss die warme Milch aus dem Krug darüber. Sofort breitete sich der wohlbekannteste köstliche Duft aus. Alles wie immer? Jedenfalls schien es so. Erst recht, als die Sonne durchs Fenster kam und Tausende von kleinen Lichtpunkten den Raum füllten. Wie Schmetterlinge flatterten sie umher, ließen sich mal hier, mal dort nieder – auf Brotkanten, Kleidersäumen und bloßer Haut. Für einen Moment war ich von dem Lichtertanz wie benommen und wollte glauben, dass ich mich in allem getäuscht hatte, da fiel mein Blick auf seine erregte Miene und meine Illusion zerplatzte wie eine Schweinsblase.

Ich verharrte in meinem Versteck unter der Stiege, bis weit und breit niemand mehr zu sehen oder zu hören war. Dann kroch ich heraus, auf steifen Knien, und überquerte zum letzten Mal die schwarzweißen Fliesen in der Diele. Als ich die Haustür hinter mir ins Schloss zog, war ich auf einen Schlag erwachsen geworden. Nie mehr würde ich in dieses Haus zurückkehren. Nie mehr!

„Was ist denn los, Jakob? Du hast doch nicht etwa gedacht, unser kleiner Peter hätte die Murre gestohlen?“ Katharina mustert mich, beinahe amüsiert.

Ich winke ab. „Nein, nein. Natürlich nicht. Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist. Aber, sag du es mir, woher hat der Junge denn diese Murre?“ Es sollte beiläufig klingen, aber ich weiß, dass ich Katharina nichts vormachen kann.

„Er hat sie geschenkt bekommen, Jakob. Ich habe dir nur noch nichts davon erzählt, weil noch keine Zeit dazu war. Ein Mann stand heute Morgen vor unserer Tür. Er sagte, dass du eine Erbschaft gemacht hast und zwar von deiner ...“, Katharina zögert einen Moment, „... von deiner Mutter“, beendet sie ihren Satz und blickt mich fest an.

„Und die Murre?“, beharre ich, „hat er sie auch mitgebracht?“ Katharina nickt. „Ja. Das heißt, sie war in dem Korb hier.“ Katharina zeigt auf einen alten Weidenkorb, der unter

dem Tisch steht und der mir bislang noch nicht aufgefallen war. Ich erkenne ihn natürlich sofort und auch die blaue Schürze, die obenauf liegt. Es sind *ihr* Korb und *ihre* Schürze.

„Ihr habt also in dem Korb schon herumgeschnüffelt?“, frage ich und es klingt viel zu barsch.

„Nein. Natürlich nicht!“ Katharina runzelt die Stirn.

„Der Mann hat die Murmel herausgeholt, weil Peter auf einmal so quengelig war.“

„Und das soll ich glauben?“, frage ich und es klingt noch gereizter als vorher.

Katharina sieht plötzlich sehr müde aus.

Wir schweigen beide, aber dieses Schweigen geht aneinander vorbei. Sie ist hilflos und ich verliere Boden unter den Füßen.

Schließlich gebe ich mir einen Ruck, stehe auf, obwohl sich meine Knie wackelig anfühlen, und trage den Korb samt dunkler Vorahnung über die Stiege nach oben. Dass mir Katharinas besorgter Blick folgt, macht es nicht leichter. Sie kann mir nicht helfen. Dieses Mal nicht.

Allein in der Kammer nehme ich meinen ganzen Mut zusammen und ziehe mit widerstrebenden Fingern die Schürze vom Korb. Und dann ist sie plötzlich da. So, als hätte ich sie eben erst verlassen. Mit ihren strammen Unterarmen, der großen blauen Schürze und gestärkten weißen Haube, die inzwischen ziemlich ergraut ist. Mit diesem Milchkrug in der Hand steht sie an diesem Tisch in der Küche, vor diesem Fenster, dessen Scheiben zersprungen sind. Tief in die Arbeit versunken und nach warmer Milch duftend. Das Bild ist so wahr, dass ich ihren Geruch in der Nase habe, das Plätschern der Milch höre und sehe, wie die Sonne über ihr Gesicht wandert, ihre Haut streichelt. Wie hat er das nur hinbekommen? Ohne nachzudenken fahre ich mit meinen Fingern über ihre Wange, so als könnte ich die Wärme spüren! Natürlich treffe ich nur auf die kühle makellose Schicht der Lasur und bin enttäuscht. Und wütend. Wütend auf mich selbst und wütend auf *ihn*. Natürlich, alles, was er macht, ist perfekte Täuschung, selbst das, was er malt. Wie kann ich darauf nur hereinfliegen? Aber das spielt ja nun keine Rolle mehr, jetzt, wo sie tot ist.

Warum also stehe ich dann noch hier in dieser Kammer vor diesem Korb, mit diesem Bild in den zittrigen Händen? Die Wahrheit ist, dass meine Augen nicht genug bekommen können von diesem Bild. Sie kleben an jedem Farbtupfer, an jedem Pinselstrich, an jeder Faser dieser unerhört kleinen Leinwand, die trotzdem das perfekte Bild vorführt. Sinnlich und flüchtig, wie ein Traum kurz vor dem Erwachen. Leicht und hell wie der Klang einer Laute an einem Sommermorgen. Und trotzdem so wahrhaftig und erdig, ehrlich irgendwie ... meine Finger graben sich immer tiefer in die Leinwand, da klopft es plötzlich an der Tür. Das Bild rutscht mir aus den Händen und fällt auf den Boden, mit der Vorderseite zuunterst. Hastig schiebe ich es mit dem Fuß unter den nächsten Stuhl und rufe atmlos: „Herein!“

Katharina. Sie bleibt in der Tür stehen. Ihre Augen verraten sie. Sie ist entsetzt und ich kann es ihr nicht erklären, sie nicht schützen. Ich fühle mich wie ein Kind, das auf frischer Tat ertappt wird.

Wir sehen uns an. Wortlos. Schließlich ist es Katharina, die mit heiserer Stimme fragt: „Ist bei dir alles in Ordnung, Jakob?“

Ich nicke - viel zu hastig, viel zu oft.

Wir wissen beide, dass ich lüge.

Aber sie tut mir den Gefallen und geht zur Tagesordnung über.

„Der Junge vom Kaufmann drüben, er war eben hier und hat die Skizzen fürs Porträt zurückgebracht.“ Sie schaut mich erwartungsvoll an.

Ich nicke.

Dann holt sie die Mappe mit den Skizzen hervor, legt sie wie eine kleine Kostbarkeit auf den Tisch, der gleich neben der Tür steht, lächelt noch einmal kurz und bemerkt:

„Er hat sogar einen Vorschuss mitgebracht.“

Als ich immer noch kein Wort dazu sage, stellt sie einfach nur fest:

„Es ist dein erster großer Auftrag, Jakob!“

„Ja“, presse ich mühsam heraus. Mehr geht nicht. Also schweigen wir wieder.

Und ich sehe, wie sich ihr Lächeln langsam in eine stumme Frage verwandelt.

„Ich komme gleich nach unten“, verspreche ich leise. „Wirklich.“



„Gut“, sagt sie und geht. Die Tür fällt ins Schloss und ich atme auf.

Ich bin ihr dankbar, denn sie hat den Bann gebrochen. Ich ziehe das Bild mit dem Fuß zu mir heran, drehe es langsam mit den Füßen herum und betrachte es dann noch einmal – jetzt von oben herab. Und dann muss ich plötzlich laut auflachen. Dabei ist mir gar nicht fröhlich zumute. Aber ich weiß jetzt, was ich zu tun habe, ich werde das Bild nicht zerstören, ich werde es verkaufen. Sicher ist es ein Vermögen wert. Das steht mir zu, nach allem, was er mir angetan hat. Und dann nehme ich das Bild wieder in die Hände und suche es nach einer Signatur ab. Da fällt mir auf einmal ein kleiner, mehrfach gefalteter Zettel in die Hände. Er steckte in der hinteren Rahmenleiste.

*Tanneke Everpoel*

Die großen, in Tinte geschriebenen Buchstaben stechen mir in den Augen. Ich erkenne die Handschrift sofort und dann falte ich hastig den Zettel auseinander:

*Für die treuen Dienste in unserem Haus und dafür, dass Sie meine von mir so geliebte schwangere Frau vor den unheilvollen Schlägen ihres gewalttätigen Bruders beschützt haben. In ewiger Dankbarkeit, Joannis Vermeer.*

Als ich die Kerze nehme, frisst sie zuerst nur einen glühenden Bogen in das Papier, aber schließlich lodert die Flamme hell auf und dann brennen sie lichterloh – die Skizzen für meinen ersten großen Auftrag. Ich starre in die Flammen.

Ich hätte es wissen müssen, mich nicht von meiner Phantasie verführen, sondern auf meine Augen verlassen sollen. Sie haben die Wahrheit gesehen. Immer.

Er war kein Verführer. Er war nur ein Maler und sie sein Motiv. Aus dem Reich der Küche hat er sie ins Reich der Poesie entführt. Mit Leinwand und Farbe. Etwas, das so schön ist, ist auch wahrhaftig. Und das Bild ist sein Zeuge. Nicht mal sein einziger, wenn man es genau nimmt.

Die Flammen kommen näher und näher. Die Kunstgeschichte wird nie etwas erfahren über den einzigen Schüler des großen Vermeer.

## **Die Sache mit Vermeer und seinem *Milchmädchen***

### **Ein ziemlich altes Bild**

Bald vierhundert Jahre ist es nun her, dass Johannes Vermeer (1632-1675) dieses kleine, fast quadratische Bild einer jungen Frau gemalt hat, die nichts weiter tut, als Milch in eine Schale zu gießen. Was soll da schon dran sein? Ein Schnappschuss aus dem 17. Jahrhundert eben. Damals waren Fotoapparate und Smartphones noch nicht erfunden, also bediente man sich anderer Mittel, um einen besonderen Moment festzuhalten. Wirklich?

Nein! Das Bild ist weit mehr als eine Momentaufnahme, weit mehr als das Porträt einer Hausmagd, weit mehr als der Blick auf eine holländische Mahlzeit des 17. Jahrhunderts. Nicht umsonst drängeln sich Tag für Tag neugierige Touristen um das Amsterdamer Milchmädchen, und nicht umsonst spinnen Filmemacher, Künstler, Romanschreiber und Kunsthistoriker immer wieder neue Geschichten um das Bild und seinen Maler.

### **Ein geheimnisumwitterter Maler**

Als der Franzose E.-J. T. Thoré (1807-1869) in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts den holländischen Maler Johannes Vermeer aus der Versenkung holte, gab es nur wenig Anhaltspunkte zu seiner Person, dafür aber Bilder, die für sich sprachen. Thoré hat das nicht nur erkannt, sondern er vermochte auch eins und eins zusammenzuzählen und die mangelnden Kenntnisse über die Person geschickt unter dem Mythos des Malergenies in Szene zu setzen. Aus Johannes Vermeer wurde die *Sphinx von Delft*. Dabei blieb es - jahrzehntelang: ein außergewöhnlicher Maler, der mit 43 Jahren starb, ein schmales Oeuvre hinterließ und weder Lehrer noch Schüler hatte! Perfekt für den Ruf des großen Unbekannten mit dem feinen Pinsel. Und dieser Ruf eilt Johannes Vermeer immer noch gern voraus, obwohl man längst viel mehr weiß über sein Leben und sein Werk. Aber das geheimnisumwobene Image ist nicht nur publikumswirksam,

sondern hält auch die Forschung in Atem. Was wäre die Kunstgeschichte ohne ihre großen Rätsel! Mona Lisa, Bamberger Reiter, das Mädchen mit dem Perlenohrring...

### **Ein ganzes Leben in Delft?**

Getauft wurde Johannes (Joannis) Vermeer am 31. Oktober 1632 in der sogenannten Nieuwe Kerk in Delft, der Kirche der Reformierten. Es war ein Sonntag und anwesend waren vermutlich sein Vater, Reynier Jansz. Vos alias Vermeer (um 1591-1652), bekannt als Seidenhändler, Kunsthändler und Wirt, seine Mutter Digna Baltens (1595-1670) und vielleicht auch seine zwölfjährige Schwester Gertruy.

Wie Johannes seine Kindheit und Jugend verbrachte, ob er eine Schule besuchte, und wo er seine Lehre machte, darüber geben die Urkunden keine Auskunft. Wahrscheinlich ist er im väterlichen Wirtshaus aufgewachsen, anfangs im *Vliegende Vos* in der Voldersgracht in Delft und ab dem neunten Lebensjahr im *Mechelen* am Großen Markt. Tatsächlich vergehen 21 Jahre, bis Vermeers Name erneut in den Quellen genannt wird und dann sind es gleich zwei große Ereignisse, die für sich sprechen.

Im April 1653 heiratete Johannes Catharina Bolnes (um 1631-1688), eine junge Frau aus wohlhabendem katholischen Hause. Sie lebte zusammen mit ihrer Schwester bei ihrer Mutter Maria Thins. Und von dieser Mutter erfährt man aus den Quellen Erstaunliches, ja geradezu Ungeheures, sie war eine geschiedene Frau! Und das im 17. Jahrhundert im katholischen Milieu. Tatsächlich hatte Maria Thins nach zwei vergeblichen Anläufen die Scheidung von ihrem gewalttätigen Ehemann erwirkt und war mit ihren Töchtern von Gouda nach Delft gezogen. Dort lebte die kleine Familie im katholischen Viertel, der sogenannten Papenhoek (Papistenecke), am Oude Langendijk. Und das nicht schlecht, sie war finanziell gut versorgt worden. Der Sohn, der immer wieder Mutter und Schwestern attackierte und schließlich im Zuchthaus landete, blieb beim Vater in Gouda. Es ist diese offenbar recht energische Maria Thins, die ihrer Tochter zwar die offizielle Zustimmung zu der Ehe mit dem jungen calvinistischen Maler verwehrt, aber sie legte dem Paar auch keine Steine in den Weg. Im Gegenteil, sie war es, die der jungen Familie finanziell immer wieder unter die Arme griff. Hier und da wird auch vermutet, dass

Johannes zum katholischen Glauben übergetreten ist, vor oder nach der Hochzeit. Auf jeden Fall fand diese Hochzeit des konfessionell so ungleichen Paares nach verbotener katholischer Zeremonie in einer zur sogenannten Versteckkirche umgebauten Scheune im südlich von Delft gelegenen Schipluiden statt, dort war man vorwiegend katholisch eingestellt.

Das zweite große Ereignis im Leben des Johannes Vermeer aus dem Jahr 1653 betrifft die Aufnahme als *meester Schilder* (Meistermaler) in die Delfter Lukasgilde, sie fand Ende Dezember statt. In späteren Jahren wirkte Vermeer auch im Vorstand der Gilde mit und war in dieser Rolle wohl auch als Gutachter tätig.

Wo das junge Paar zu Beginn seiner Ehe lebte, ist nicht bekannt, vielleicht im elterlichen Gasthaus am Großen Markt, wo man auch das erste Atelier Vermeers vermutet hat. Aber spätestens im Jahr 1660 war das Paar mit seiner stetig wachsenden Kinderschar in das Haus der Schwiegermutter umgezogen – und lebte in der katholischen Ecke von Delft. Dazu passt, dass auch die Kinder vorwiegend katholische Vornamen erhielten.

Vermeer verdiente seinen Lebensunterhalt vorwiegend mit dem Handel von Kunst. Seine eigenen Bilder verkaufte er offenbar privat. Dabei wanderte der größte Teil seiner überschaubaren Produktion – erhalten sind etwa drei Dutzend Bilder – direkt in die Hände eines wohlhabenden Delfter Bürgers, Pieter Claesz. Van Ruijven. Der Patrizier lebte in der vornehmsten Straße der Stadt, am Oude Delft, und besaß das nötige Kleingeld, um einen Vermeer nach dem anderen zu erwerben.

Alles in allem verdiente Vermeer gar nicht mal so schlecht, aber die Einkünfte reichten nicht aus, um die große Familie (14 Kinder, von denen 3 früh starben) standesgemäß zu ernähren – man blieb auf die regelmäßige finanzielle Unterstützung der Schwiegermutter angewiesen. Und als sich in den letzten Jahren vor Vermeers Tod die wirtschaftliche Lage in den gesamten Niederlanden durch den Krieg mit Frankreich verschlimmerte, geriet auch die Familie Vermeer in Not. Tatsächlich blieb Vermeers Witwe Catharina nach seinem frühen Tod im Dezember 1675 auf einem Haufen Schulden sitzen, die sie zeit ihres Lebens nicht mehr abzutragen vermochte. Beigesetzt wurde Johannes Vermeer in dem Familiengrab, das seine Schwiegermutter einige Jahre

zuvor in der Oude Kerk in Delft gekauft hatte. Dort hatte man bereits drei seiner Kinder begraben.

Schon zu Lebzeiten genoss Johannes Vermeer hohes Ansehen in Delft und Holland, und letztlich geriet der Maler auch nie ganz in Vergessenheit, aber es ist der Aufmerksamkeit des Franzosen Thorés zu verdanken, dass sein Werk wieder ins rechte Licht der Öffentlichkeit rückte.

### **Nur ein Mädchen, das Milch ausgießt?**

Wann genau Johannes Vermeer das Bild *een Mejd die Melk uytgiet* (410 x 455 cm) gemalt hat, weiß man nicht; es trägt weder Datum noch Signatur. Aus stilistischen Gründen geht man davon aus, dass es in der Zeit zwischen 1658-1661 entstanden ist. Wo genau es gemalt wurde, ist ebenso ungewiss. Vielleicht hat er es noch im Wirtshaus am Grote Markt gemalt, vielleicht auch schon im Haus der Schwiegermutter am Oude Langendijk. Auf jeden Fall ist es in Delft entstanden, und auf jeden Fall stand oder saß der Maler an einer Staffelei, ausgerüstet mit Malstock und Farbpalette. Ultramarin, Bleizinnigelb, Karminrot, das waren seine liebsten Farben und man weiß, dass er sie über den Apotheker Dirck de Coq bezog. Bei ihm stand er allerdings auch in der Kreide, so legen es zumindest überkommene Urkunden des Apothekers offen. Kein Wunder, denn viele Farben waren fast so kostbar wie Gold, vor allem Lapislazuli, das Vermeer zur Herstellung seines geliebten Ultramarins brauchte. Es wurde aus dem entfernten Afghanistan importiert.

Warum nun wird so viel spekuliert über dieses Bild?

Die naheliegende Erklärung: Das Milchmädchen ist das einzige Bild in Vermeers Werk, das eine Magd in einer Küche zeigt und keine vornehme Dame in einem gepflegten Haus. Es ist auch das einzige Bild, das eine Frau bei einer niederen Arbeit zeigt und nicht mit einem Instrument, einem Brief, einer Handarbeit oder in eine Konversation vertieft. Die Interpretationen gehen demnach auch in alle Richtungen: das Hausmädchen als wehrloses Opfer männlicher Triebe, die holländische Küche als Blick

in den Alltag oder das intime Porträt einer treuen Magd, die als Tanneke Everpoel im Hause Vermeer diente und immerhin die schwangere Catharina vor den Schlägen ihres Bruders rettete, womit sie in die Akten kam. Alles ist möglich. Und deshalb ist es an der Zeit, noch einmal dem Maler und seinem Bild auf die Finger zu schauen:

Kahle Wand, karge Einrichtung, klare Komposition. Vermeer fackelt nicht lange, er lenkt den Blick des Betrachters direkt auf die Frau und damit in die Mitte des Bildes. Sie steht an einem Tisch, gedeckt mit Brotkorb und Trinkgefäß, und gießt Milch in eine Schale. Dieser Arbeit widmet sie ihre ganze Aufmerksamkeit – dem Betrachter gönnt sie keinen einzigen Blick. Ganz im Gegenteil! Sie schiebt ihn sogar weit von sich: hinter den Tisch, aus dem Bild, ja, sogar aus dem Rahmen. Und mehr noch, sie gibt dem Betrachter das Gefühl, das fünfte Rad am Wagen zu sein. Denn alles, was in diesem Bild passiert, spielt sich ausschließlich zwischen Magd und Milch ab. Und der Betrachter? Tritt nun beleidigt den Rückzug an und wendet sich ab? Nein, natürlich nicht, denn er ist ja längst dem unverblühten Charme des Milchmädchens erlegen oder besser – unterlegen! Denn Vermeer malt die Magd aus einem Blickwinkel, der das Gesicht aus der Untersicht zeigt. So verwandelt der Maler die Dienstmagd klammheimlich in eine Heldin, zu der der Betrachter aufschauen muss. Das Milchmädchen als Heldin, in ihrer Küche, im Bild des Malers, im Auge des Betrachters.

Und Vermeer hat noch mehr auf Lager, um auf den heldenhaften Charakter seiner Frauenfigur aufmerksam zu machen. Während er die von dem Fenster beleuchtete Körperseite sanft an die dunkle Zimmerecke anpasst, begrenzt er die abgewandte, schattige Seite der Figur mit einem weißen Strich gegen die helle Wand. Diese weiße Umrandung fällt nur bei genauem Hinsehen auf, hat aber enorme Wirkung. Sie bringt die Figur zum Strahlen, löst sie aus ihrer Umgebung, lässt sie fast vor die Bildebene treten. Damit gewinnt sie an Größe. Vermeer trägt seine Milchmagd auf Händen. Und ihr alltägliches Tun gleich mit. Denn so andächtig, wie die Milch aus dem Krug rinnt, feiern die Speisen ihr Dasein auf dem Tisch. Keine Bewegung und kein Laut außer dem Plätschern der Milch dringt durch die archaische Stille dieses Bildes. Es ist ein Kabinettstückchen, ein Stillleben, das fast als Abendmahlsfeier durchgehen könnte.

Die Milchmagd führt ein Doppelleben: alltäglich und heldenhaft inszeniert sie ihren Auftritt, wahrhaftig und unnahbar ist ihre Ausstrahlung. Großartig ihre Pose, sinnlich die Wirkung. Tatsächlich lässt die Milchmagd den Betrachter über ihr Wesen und ihre Geschichte im Zweifel. Dabei nicht zu vergessen die ins Bild gestreuten erotischen Anspielungen, die Delfter Kacheln, auf denen Cupido sein Unwesen treibt, das hell lodernde Stövchen. Es ist also ein Bild nicht nur mit doppeltem, sondern mit vielen Böden und Vermeer ist ein Maler, dessen Geschichten sich immer wieder neu lesen lassen. Vielschichtig und ungewiss. Es ist genau diese Ungewissheit, die die Phantasie des Betrachters in Atem hält und beflügelt - ungebremst bis ins 21. Jahrhundert hinein. Deshalb vermag keine Ablichtung aus den Linsen der Fotoapparate und Smartphones, die dem Milchmädchen Tag für Tag zu Leibe rücken, etwas anzuhaben. Der Zweifel ist sein Geheimnis. Und die Wahrheit um seine Geschichte, die hat Johannes Vermeer mit ins Grab genommen. Wenn es sie überhaupt gibt, diese Wahrheit...

---

#### *Literatur in Auswahl*

- \* Nils Büttner: Vermeer. München 2010.
- \* John Michael Montias: Vermeer and His Milieu: a Web of Social History. Princeton 1989.
- \* Norbert Schneider: Vermeer. Sämtliche Gemälde. Köln 1999.
- \* Karl Schütz: Vermeer. Das vollständige Werk. Köln 2017.